

## HINWEISE AUF BÜCHER

## Verloren im Labyrinth

*upj.* Nicht nur im griechischen Mythos ist das Labyrinth ein Raummodell, das aussichtslos umherirren mit vielleicht tödlichem Ausgang offeriert. Was als Spiel begonnen hatte – sich im Unwegsamen zurechtzufinden –, wird zum bitteren Ernst. Und es gibt Dinge im Leben – vielleicht sogar das Leben selbst –, die haben die Signatur eines Spiels und führen dennoch durch ein Labyrinth. Seit Schiller gilt das Spiel als Inbegriff zwangloser Bewegung; wer angesichts des Schönen zu spielen versteht, der verwirklicht ein Ideal klassischer Humanität. Glücklicherweise glückliche Gelehrten, die sich in die Villa Vigoni am Comersee zurückziehen und drei Tage über die Schnittmenge von Labyrinth und Spiel parlieren dürfen. Eines der ansprechendsten Kapitel aus dem nun publizierten Tagungsband handelt von der allerdings sprechenden Metapher des Liebeslabyrinths. Nicht erst in der petrarkischen Tradition wird der verliebte Mensch gesehen als ein Narr, der sich im Irrgarten seiner Sehnsüchte verliert. Ob und wann ihm Erfüllung gewährt wird, weiss er nicht. Aber unterwegs zum Sehnsuchtsziel ist er dennoch. Im Zentrum eines solchen Labyrinths, so belehrt uns die Kunsthistorikerin Victoria von Flemming, findet sich in der spätmittelalterlichen Darstellung oft auch eine «Schule der Liebe». Nicht auszuschliessen, dass man die Liebe nur lernen kann, wenn der Weg zu ihr im Unwegsamen bleibt.

Labyrinth und Spiel. Umdeutungen eines Mythos. Herausgegeben von Hans Richard Brittnacher und Rolf-Peter Janz. Wallstein-Verlag, Göttingen 2007. 266 S., Fr. 44.20.

## Doppelte Realität

*ix.* Die italienische Soziologin Elena Esposito lehrt an der Universität Modena e Reggio Emilia. Als Autorin hat sich Elena Esposito mit den – im weitesten Sinne – ästhetischen Rückkopplungen auf gesellschaftliche Veränderungsprozesse beschäftigt. Eine ihrer Thesen besteht in der Beobachtung des Phänomens der sogenannten «Realitätsverdoppelung». Gemeint ist mit diesem Begriff etwa der Umstand, dass – so die Autorin – die Wahrscheinlichkeitsrechnung zeitgleich mit dem historischen Roman entstand. Genauer: Wer die Arbeiten Pascals und Fermats analysiert, wird die Geburtsstunde der Wahrscheinlichkeitstheorie in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts ansetzen. Und just zu dieser Zeit, nämlich im Jahr 1678, erscheint Madame de La Fayette's Roman «La Princesse de Clèves»;

ein Werk, das in der heutigen Literaturtheorie als Ursprung der variantenreichen Textsorte *fiction* gilt. Wie kann man ein solches Ereignis – und es gibt etliche Passagen dazu – verstehen? Handelt es sich um einen blossen Zufall? Oder gibt es zwischen den beiden Begebenheiten eine Verbindung? Elena Esposito ist der zweiten Ansicht. Seit dem 17. Jahrhundert sei das Phänomen der Realitätsverdoppelung zu beobachten. Eine Realität ist dann verdoppelt, wenn eine Gesellschaft zugleich eine «reelle» und eine «mediale» Realität entwickle.

Elena Esposito: Die Fiktion der wahrscheinlichen Realität. Aus dem Italienischen von Nicole Reinhardt. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 2007. 121 S., Fr. 14.90.

## Doppelgänger des Traums

*Jdl.* Träume sind Literatur avant la lettre, und die Literatur ist nicht selten wie das Danach eines Traums. Wenn der in der Schweiz geborene und seit Jahrzehnten in Österreich lebende Grafiker und Bühnenbildner Ernst Steiner seine Träume aufzeichnet, dann fällt das eine ins andere. Aus dem Unwillkürlichen zum Traum amalgamierter Tages- und Nachtreste wird eine überzeugende literarische Form. «Jenseits des Tages» heisst das Buch, in dem sich 78 seit 1958 notierte Träume finden. Im bezwingend Archetypischen, das ihnen eingeschrieben ist, verlieren diese äusserst phantasiereichen Traumbilder das Private, und in Ernst Steiners lapidarem Stil gewinnen sie eine grosse literarische Kraft, die wohl nicht von ungefähr an Kafka erinnert. Tatsächlich sind diese Träume wie Erzählungen lesbar. Ihre Ängste haben mit Katastrophen und mit dem Tod zu tun. «Es ist der finnische Schuster gestorben» etwa beginnt eine dieser glasklaren Prosaskizzen, die surrealen Witz haben können oder die wie kurze Parabeln sind. «Der Doppelgänger» ist ein wabenlanges Stück Literatur, in dem das träumende Ich bei sich selbst anklopft: «Zu meiner grossen Überraschung war ich es, der vor der Tür stand und zu mir kommen wollte. Ausgelöst durch den Anblick meines Doppelgängers ging ein Schaudern durch meinen ganzen Körper, und ich war so erschrocken, dass ich darob erwachte.»

Ernst Steiner: Jenseits des Tages. Träume eines Malers. Seifert-Verlag, Wien 2007. 84 S., Fr. 34.90.

## Mode als Sein

*rox.* Manchmal ist es wohl eher Gevatter Zufall, der aus einem gewöhnlichen Satz eine Einsicht höherer Natur macht. Jedenfalls prangen auf der hinteren Um-

schlagseite eines Buches über die «Mode, Schule der Frauen», die Zeilen: «Ich kleide mich, also bin ich. Die weibliche Emanzipation beginnt beim Körper, nicht beim Geist.» Eine eigenartige Umkehr scheint hier stattgefunden zu haben. Einst wollten die Frauen auch am Paradies der Gelehrsamkeit und des Geistes partizipieren. Nun, in den Zeiten der optimierten äusseren Hülle, reicht es, wenn ich mit einem modischen Outfit dasjenige markiere, was ich sein möchte. Figuranten oder Poseure nannte man früher Menschen, denen die äussere Erscheinung von grösster Wichtigkeit war. Die Freiburger Germanistin Hannelore Schlaffer meint aber eigentlich gar nicht das Posieren und andere textile Verpackungsstrategien. Seit dem 19. Jahrhundert entfalte sich eine modische Segregation entlang der Geschlechtergrenze: «Männer geben vor, sich nicht für die Mode zu interessieren, und überlassen den Frauen das Feld; die Frauen nehmen das Geschenk, dankbar wie immer, an. Ihr Selbstbewusstsein beginnt seither bei der Erscheinung: Männer wollen Minister, Unternehmer, Gelehrte werden, Frauen wollen zuallererst schön sein.» Ganz so fraglos und simpel ist es dann doch nicht. Und dass Kleider und Mode eminent Kulturgeschichte geschrieben haben, macht dann doch einen grossen Teil dieser mit viel Sarkasmus durchsetzten Reflexionen aus.

Hannelore Schlaffer: Mode, Schule der Frauen. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt 2007. 168 S., Fr. 26.40.

## Einblicke

*rur.* Der Siemens-Musikpreis 2001 war Reinhold Brinkmann sicher. Er habe sich stets darum bemüht, das Verständnis von Musik auch ausserhalb der Universität zu verbreitern. Welcher Musikwissenschaftler möchte das nicht? Ein Sammelband mit zehn Aufsätzen Brinkmanns umfasst die Zeit von der Wiener Klassik bis zu Wolfgang Rihms «Hölderlin-Fragmenten». Dazu gehören auch aparte Themenstellungen wie «Epoche Jugendstil?», «Schönberg und George», «Kompositorische Massnahmen Eislers». Ins Abseits des Präzisen führt der Autor bei der Feststellung, in Johannes Brahms' Bürgerstube habe es nur Reproduktionen von Bildern gegeben, Stiche oder Fotos, keine Originale, «vor allem: keine Gemälde». Das müsse «als betonte Bescheidung, aber auch als Ausdruck seiner Mittelklassenherkunft gesehen werden». Ein Glück, dass wir diese Belastung nicht auch aus Brahms' Orchesterwerken heraushören müssen. Hübsch dagegen sind zwei Beobachtungen im Vergleich von Hindemiths Bratschenmusik op. 36 und dem Beginn

von Mahlers erster Sinfonie: Bezüge von kaum Bezugsfähigem.

Reinhold Brinkmann: Vom Pfeifen und von alten Dampfmaschinen. Aufsätze zur Musik von Beethoven bis Rihm. Verlag Paul Zsolnay, Wien 2006. 351 S., Fr. 44.50.

## Im Niemandsland

*kmg.* 1938 geht Hans Weigel illegal über die Schweizer Grenze. Er hatte in den Jahren davor erfolgreich als Feuilletonist und Autor für Wiener Kleinkunsthäuser gewirkt und nie geglaubt, dass sich Österreich dem Nationalsozialismus als Beute feilbieten werde. Binnen zwei Monaten schreibt er in Zürich einen autobiografischen Roman, der ihm wichtig genug war, dass er ihn in seinem Koffer hatte, als er 1945 nach Wien zurückging, um dessen Veröffentlichung er sich aber niemals bemühen und den er mit den Jahren offenbar vergessen würde. Erst kürzlich im Nachlass entdeckt, gibt «Niemandsland» bemerkenswerte Auskunft über die geistige und politische Entwicklung des damals dreissigjährigen, noch heftig mit der politischen Linken sympathisierenden Autors. Am Werdegang zweier Künstler, die um die Erneuerung der Oper ringen, zeigt Weigel ein farbiges Bild der Jahre von 1933 bis 1938, als Österreich «zwischen Existenz und Untergang» zu wählen hatte und sich der «Anschluss» bereits schleichend vollzog; wütend beklagt er etwa, dass die österreichische Filmindustrie, um den deutschen Markt nicht zu verlieren, schon 1933 «die Rassengesetze der Nationalsozialisten akzeptierte». Politisch und biografisch aufschlussreich, ist «Niemandsland» kein verschlossenes Meisterwerk des Exils, aber doch ein Fund, der die Lektüre lohnt.

Hans Weigel: Niemandsland. Ein autobiographischer Roman. Herausgegeben von Elfriede Ott und Veronika Silberbauer. Amalthea-Verlag, Wien 2006. 283 S., Fr. 40.10.

## Er Ich

*kru.* Erich hiess der Vater des Erzählers, aber gelegentlich kürzte er seinen Namen geradezu kess ab und unterschrieb Grüsse an seine Liebste, die Mutter des Erzählers, mit «Dein Ich». Volker Brauns Text «Das Mittagmahl» erzählt, wie Erich Braun in einer Schlacht am Teutoburger Wald den «Heldentod» starb, nicht in jener historischen Schlacht zwischen Germanen und Römern, sondern in einer letzten verzweifelten und sinnlosen Abwehrschlacht der spätgermanischen Barbaren gegen die Alliierten, die das Land längst überrollt hatten, im April 1945. Erich Braun ist in dieser Schlacht «gefallen», «wie man das Sterben im Krieg

nennt», wurde von einer englischen Panzerkanone in die Brust getroffen, und die Familie in Dresden, Frau und fünf Söhne, erhält die Nachricht während des Mittagessens durch ein amtliches Schreiben, das der Hoffnung Ausdruck verleiht, der Heldentod des Erich Braun möge «nicht vergeblich» gewesen sein. Der fünfjährige Volker, der von seinem im Elternschlafzimmer stehenden Kinderbettchen aus die Vorgänge im Bett der Eltern hatte beobachten können, solange der Vater nicht im Krieg war, und durch diesen Anschauungsunterricht eine Art «Herzensbildung» erhielt, wird später ins Bett des Vaters «umziehen»: eine verschwiegene ödpale Fussnote zum traumatischen Haupttext einer Kindheit. Er und Ich: Volker Brauns «Mittagsmahl» ist ein spätes Epitaph auf einen jungen Vater, den der Sohn fast nicht gekannt hat; umso prägnanter stehen die wenigen gebliebenen oder phantasierten Bilder da.

Volker Braun: Das Mittagmahl. Mit Kupferstichen von Baldwin Zettl. Insel-Verlag, Frankfurt am Main 2007. 66 S., Fr. 19.60.

## Das Buch zum Jubiläum

*zlg.* Im vergangenen Jahr feierte die Schirn Kunststiftung in Frankfurt am Main ihr Zwanzig-Jahr-Jubiläum. Das Geburtstagsfest ist vorbei, geblieben ist eine eindrückliche, facettenreiche Publikation, die über die spannende Geschichte dieses renommierten Ausstellungsinstitutes berichtet. Ziel der Kuratoren war es stets, kontroverse Meinungen zu provozieren. Dieses Haus ohne eigene Sammlung sollte durch seine Veranstaltungen ein Ort der Entdeckungen und ein Impulsgeber sein. «Die Aufgabe der Schirn ist es, virulente Themen aufzugreifen und aktuelle Konzepte des Ökure bedeutender Künstler aus einer zeitgenössischen Perspektive zu präsentieren», schreibt der heutige Direktor Max Hollein. Im vorliegenden Band geht es auch nicht darum, die Ausstellungen der vergangenen zwei Jahrzehnten Revue passieren zu lassen, sondern sie zu reflektieren und Einblicke in künstlerische Positionen und institutionelle Prozesse zu vermitteln. So sind hier zahlreiche Interviews und Gespräche mit Künstlern, Kuratoren und der Schirn nahestehenden Personen publiziert. Sie stellen ausgewählte Projekte und Themen zur Diskussion, die für die Entwicklung der Institution von Bedeutung waren. Das Buch dokumentiert somit weniger das Gezeigte als vielmehr dessen Wirkung.

Zwanzig Jahre Schirn. Deutsch und Englisch. Hrsg. Schirn Kunststiftung Frankfurt, 2006. 426 S., € 20.–.

## AUSSTELLUNGEN AKTUELL

## Gesichter und Landschaften

*esz.* Woran erkennen wir Schweizer Gesichter? Oder irische? Oder rumänische? Diese Frage stellt sich in der Ausstellung «Faceland» von Peter Maurer unweigerlich. Die Identifikation fällt erstaunlich leicht, vor allem für Erstere – natürlich aufgrund der täglichen Konfrontation –, aber die Frage lässt sich doch nicht recht beantworten. Der Schweizer Fotograf stellt Landschaften und Porträts aus sechs verschiedenen Ländern nebeneinander, beide stereotyp in immer gleicher Art und Weise aufgenommen. Gräser, Distelsträucher, Strohhalme und Mistklumpen sind ebenso überdeutlich wie Fältchen, Härchen, Pickel oder die am Augenrand verwischte Schminke. Die porträtierten Menschen, im Gegensatz zu den Landschaften schwarzweiss und überlebensgross, blicken direkt in die Kamera und den Ausstellungsbesuchern in die Augen. Die hohe Qualität und die präzise Schärfe der Fotografien lassen die Fachkamera erkennen, die mehr sieht als das menschliche Auge. Gesichter oder Körper als Landschaften zu interpretieren, ist ein alter Topos, ebenso wie die Prägung der Menschen durch die Umwelt, in der sie leben. Es macht aber trotzdem Spass, in den verschiedenen Sälen zu raten, welches Land man gerade betreten hat. Klischees werden dabei bewusst. Ihre Bestätigung legt den Verdacht nahe, dass sie auch den Fotografen bei der Auswahl der Modelle und Landstriche geleitet haben. Der Fokus liegt in allen Ländern auf ländlichen Gegenden, die Typisches besser repräsentieren als die globalisierten Städte. Die Ausstellung regt an, die eigene Wahrnehmung zu hinterfragen und nach der Basis von Urteilen und Zuordnungen zu suchen. Der relative Wohlstand eines Landes ist beispielsweise bereits aufgrund einer kleinen Anzahl von Porträts erkennbar, doch woran? Ein Teil der Kriterien scheint am Rand des Bewusstseins ausserhalb des verbalen Zugriffs zu liegen.

Peter Maurer – Faceland. Photoforum Pasquart, Biel. Bis 17. Juni 2007.

## Chinesische Medienkunst

*vöh.* Ein Gesicht, das sich kaum aus dem sandigen Viereck am Boden des Basler Medienkunst-Forums «[plug\_in]» er-



Peter Maurer: «Buza, Cluj (das Hochland von Siebenbürgen)», 2005.

PD / © PRO LITTERIS

hebt. Eine sehr starke Glühbirne schwebt über dem Gesicht, ihre Grelle macht die Betrachtung möglich und zugleich schmerzhaft. Sie wird weiter gestört – und zugleich angezogen – durch eine zuerst schwer fassbare Bewegung des Gesichts, in dem Moment fällt auch ein Maschinensurren auf: Das Gesicht aus Gummi wird mechanisch in Bewegung gehalten, es «lebt»! Der Mundwinkel zuckt, später wird es die Nase sein, dann irgendwann das Kinn. Das Sandstrand-Vergnügen des Sich-eingra-

ben-Lassens, dieses eigentümlich lockende Spiel mit dem Tod, wird von der Arbeit «Ghost Bed» der jungen chinesischen Künstlerin Lu Yang auf atemberaubende Weise mit der Frage nach dem Verhältnis von Maschine und menschlichem Geist verknüpft. Dieses Verhältnis könnte für das wirtschaftlich boomende China brennender nicht sein – und doch stellt die Künstlerin Yang die Frage in einer Form, die sich einer direkten politischen oder gesellschaftlichen Aufschliessung verweigert. Genau dar-

auf kommt es dem Gastkurator der Basler Ausstellung «New Directions from China», dem in New York lebenden Medienkunst-Experten Zhang Ga, an: China habe sich nach dem Trauma der politischen Wende von 1989 innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte in einen rasenden Marktplatzt und ein Land des wirtschaftlichen Pragmatismus verwandelt. Die westliche Erwartung, Chinas Kunst müsse stets in direkt-expliziter Weise auf Konfrontationskurs mit politischer Autorität gehen, ignoriere diese

Entwicklung. «New Directions from China» gibt zweifellos mehr Anlass zu Fragen, als dass Direktiven und Richtungen deutlich werden könnten, doch bietet gerade das umstrittene und doch stets aktuelle Genre «Medienkunst» einen interessanten Einstieg ins Fragen.

New Directions from China. Bis 17. Juni 2007.

## Nirgendwo wie im Kunstraum

*mb.* Eigentlich wollten wir uns umschauen im Pavillon der Berner Stadtgalerie, doch es geht einfach nicht. Ein zusammengepresstes raumfüllendes Pressspanngelbe direkt im Eingang versperrt uns das Oben und Unten sowie das Links und Rechts. Wir gehen in die Hocke und schauen mühsam ein wenig um die Ecke, können aber nur feststellen, dass wir hier wirklich nicht weiterkommen. Einen zweiten Eingang gibt es nicht, und so bleibt uns nichts anderes, als wieder hinauszugehen. Hergestellt wurde die sperrige Installation von Les frères Chapuisat aus Genf, die als Künstlerpaar zusammenarbeiten und mit ihren verwirrenden und manchmal erschreckenden architektonischen Interventionen bekannt wurden. Ihre Arbeit ist der dritte Teil des Zyklus «No place like home» von Noah Stolz, die als erste Gastkuratorin für das Projekt Loge der Stadtgalerie engagiert wurde. Alle drei Teile des Zyklus sind architektonische Interventionen im Ausstellungsraum des Pavillons. Sie arbeiten mit dem Raum, verändern ihn und schaffen neue Welten, in denen das offensichtlich Unvereinbare vereint ist. So brachte Andrea Dojimi im zweiten Teil das Innere einer Kapelle mit dem einer Turnhalle zusammen, und Daniel Robert Hunziker presste den Raum zwischen einer eingebauten Ziegelmauer und der Fensterzeile zusammen. Allen drei Installationen ist gemeinsam, dass sie den Erwartungen eines Kunstraumes zuwiderlaufen, ihn sogar – wie Les frères Chapuisat – unmöglich machen. In ihrer Arbeit hat die Kunst ihren Raum sozusagen selbst versperrt. Anlässlich der Finissage am 2. Juni soll die Installation aber betretbar gemacht werden, und man wird – wie immer bei Les frères Chapuisat – überrascht sein.

Les frères Chapuisat. No place like home (3). Stadtgalerie Bern. Bis 2. Juni 2007. Kein Katalog.